

winkte ab, als die Studentinnen ihr auf der anderen Straßenseite die Spendenbüchsen für UNICEF oder Amnesty International oder wen auch immer vor die Nase hielten, und nahm die Treppen, die hinunter zur U6 führten.

Sie fuhr bis zum Mehringdamm und stieg dort in die U7 um. Am Hermannplatz stieg sie wieder an die Oberfläche und lief bis zum *Damascus Palace*.

Jetzt, am frühen Nachmittag, war das Restaurant fast leer. Nur einer der Tische draußen war besetzt. Zwei junge Männer saßen dort und aßen *Schawarma*. Sie sprachen englisch miteinander, wie Merle Schwalb feststellte, als sie vor dem Eingang ihr Handy aus der Tasche zog und so tat, als höre sie eine Sprachnachricht ab.

Amerikaner, dachte sie. Aber keine Touristen. Sondern welche von der Sorte, die hier auf ihren Durchbruch als Künstler, Drehbuchautoren oder Barbieri warten oder wenigstens auf die anstehende Erbschaft von *Granny*. Die Trump *awful* finden, Berlin *fresh* und sich selbst *woke*. Und von denen Hunderte hier im Kiez leben. Sie war sicher, dass die beiden ihr nicht weiterhelfen konnten. Dass sie keine Ahnung hatten, woher der dunkle Fleck neben ihnen auf dem Bürgersteig rührte.

Sie steckte ihr Handy wieder ein, seufzte und betrat das Restaurant.

Kennste einen, kennste alle.

Es war ja nicht falsch, was Kampen gesagt hatte. Das *Damascus Palace* war zwar relativ neu, und die Gründer waren syrische Flüchtlinge, die erst vor einigen Jahren nach Berlin gekommen waren. Aber sie musste keine Expertin für arabische Clans in der Stadt sein, um zu vermuten, dass in einem Restaurant dieser Größe, Lage und Kundschaft einige derer, die dort arbeiteten, Beziehungen zu den einschlägigen libanesischen Großfamilien haben mussten. Und dass die Kunde von ihrem Besuch und ihren Fragen deshalb wahrscheinlich weitergetragen würde, falls sie sich zu auffällig benahm.

Auch im Inneren war das Restaurant weitgehend leer. Zwei Deckenventilatoren drehten sich träge und rührten die Luft um. Auf einem Fresko, das mutmaßlich die Altstadt von Damaskus zeigte, krabbelten zwei dicke Fliegen herum. In der offenen Küche stand nur ein einziger Koch, nicht vier, die einander auf die Füße traten, wie an dem Abend, als sie mit Erlinger hier gewesen war. An dem Bestelltresen saß ein Bursche von vielleicht 18 Jahren mit einem dünnen Bärtchen – zu ihrer Enttäuschung definitiv nicht derselbe Mann, bei dem sie vor drei Tagen ihre Bestellung aufgegeben hatte. Ihn wollte sie nicht fragen, also bestellte sie kurz entschlossen einen Teller *Falafel* und setzte sich an einen Zweiertisch, von dem aus sie den Eingang im Blick haben würde.

Eine Minute später kam ein ein gelangweilter Kellner und stellte scheppernd einen kleinen Plastikteller mit sauer eingelegtem Rettich, Gurken und Tomaten auf ihren Tisch, ohne zu ihr aufzusehen.

»Essen kommt gleich«, murmelte er.

»Hallo!«, sagte Merle Schwalb.

Der Kellner blickte auf, und sie konnte in seinen Augen sehen, dass auch er sie wiedererkannte.

»Guten Tag.«

»Das war ja krass am Freitag!«, sagte sie.

Der Kellner lächelte.

»Ich meine den Mann, der vom Balkon gefallen ist.«

»Ich weiß nicht«, sagte der Kellner und zuckte mit den Schultern.

»Ich saß draußen, direkt daneben«, sagte Merle Schwalb. »Als er runterfiel.«

»Ich verstehe nicht«, sagte der Kellner.

»Der Mann!«, sagte Merle Schwalb. Sie reckte einen Arm nach oben, ließ ihn langsam auf den Tisch niederfahren und versuchte dabei, mit einem tiefer werdenden Pfeifen ein Geräusch zu machen, das danach klang, als würde etwas herunterfallen. Sie ahmte sogar das Aufklatschen des Mannes nach, als ihre Hand auf dem Tisch aufkam, und legte anschließend ihren Kopf mit geschlossenen Augen und offenem Mund auf ihre rechte Schulter, um einen Toten zu mimen.

»Ich weiß nicht«, sagte der Kellner und ließ ein Fragezeichen in der Luft hängen.

Na toll, dachte Merle Schwalb. Läuft ja richtig super.

Dabei weißt du ganz genau, was ich meine. Ich kann in deinen Augen sehen, dass du weißt, wovon ich rede.

»Ist egal«, sagte sie und machte eine wegwerfende Handbewegung.

»Essen kommt gleich«, sagte der Kellner.

Dann eben anders.

Nachdem sie aufgegessen hatte, ging Merle Schwalb zu dem Haus, das direkt an das *Damascus Palace* angrenzte und aus dem der Mann gestürzt sein musste. Es war eine typische Berliner Mietskaserne mit grauer pickeliger und graffitiverschmierter Außenfassade und einer riesigen blassgrünen Haustür aus Holz, durch deren ausgreifende Flügel früher einmal ein Pferdefuhrwerk gepasst haben musste. Es gab jeweils eigene metallene Tafeln mit Klingelschildern für das Vorderhaus, den rechten und linken Seitenflügel, die Remise und das Hinterhaus. Insgesamt sicher sechs Dutzend Namen, die meisten nichtdeutsch, wie Merle Schwalb schnell feststellte, was sie aber auch nicht überraschte.

Die Wohnung, aus der der Mann gefallen war, musste logischerweise im Vorderhaus liegen. Dritter Stock, erinnerte sie sich. Das hatte in der Polizeimeldung gestanden. Wenn das stimmte, kamen zwei Wohnungen infrage. Auf dem einen Klingelschild stand

Hawelka, auf dem anderen *Yazan/Hamoudi*. Sie klingelte bei beiden. Niemand öffnete. Sie versuchte die Haustür zu öffnen, aber auch die gab nicht nach.

Dann suchte sie die Tafel nach dem deutschesten Namen ab, den sie finden konnte, und stieß auf *Winkelmann*, erster Stock Vorderhaus.

»Ja?«

Die Stimme einer alten Frau.

»Paket von DHL«, sagte Merle Schwalb.

»Is jut«, antwortete die Stimme.

Die Tür surrte, und Merle Schwalb stieß sie auf.

Das Treppenhaus war muffig, aber sauber. Zwei Kinderwagen und ein offensichtlich gestohlener Elektrotretroller standen neben der Treppe. Als sie im dritten Stock ankam, sah sie, dass die Tür der Wohnung zur Rechten, der Wohnung von *Yazan/Hamoudi*, mit einem gelben Aufkleber mit Wappen versiegelt war. *Landeskriminalamt Berlin* stand darauf. Sie klopfte bei *Hawelka*, aber auch darauf reagierte niemand.

Mit ihrem Handy machte sie ein Foto von Tür, Siegel und Namensschild und ging dann wieder hinunter. Als sie im ersten Stock ankam, öffnete sich die Tür der Wohnung zur Linken, und eine Frau in einem blau-weißen Kittel, die sie auf Anfang achtzig schätzte, trat in Wollsocken auf den Treppenabsatz hinaus und sah sie misstrauisch an.

»Frau Winkelmann!«, sagte Merle Schwalb. »Guten Tag!«

»Na, wie ein Paketbote sehen Sie mir aber nicht aus«, sagte die alte Dame.

»Ich ... nein, Entschuldigung, ich musste nur oben ... etwas nachsehen, ich dachte, so geht es schneller.«

»Sie sind wegen dem Russen hier, oder?«

»Wegen dem Russen?«

»Na, den se rausgeschubst haben.«

»Ein Russe?«

»Na sicher. Der Russe.«

»Hat der denn hier gewohnt? Im Dritten?«

»Na sicher, bei den beiden Arabern da oder was die sind.«

»Haben Sie das denn ... mitbekommen? Wie sie den rausgeschubst haben?«

»Nee, dit jetzt nicht. Aber der war nett. Der Russe, der war nett.«

»Woher wissen Sie denn, dass der Russe war?«

»Na, weil er immer so laut auf Russisch telefoniert hat, im Treppenhaus, und mehr als bloß einmal!«

Merle Schwalb holte ihr Handy aus ihrer Handtasche und suchte nach den Fotos des Mannes, der neben ihr auf dem Bürgersteig gelandet war. Sie wählte eines aus, das möglichst wenig verstörend war.

»Der hier?«, fragte sie und hielt der alten Frau das Gerät hin.
»Armer Kerl«, antwortete Frau Winkelmann. »Der war nett.«

Acht Stunden später, um kurz vor Mitternacht, vibrierte ihr Handy und spuckte eine SMS von Arno Erlinger aus: »AvS möchte Sie morgen um 15 Uhr sprechen.«

»O.K.«, schrieb sie zurück.

»Ich hätte es Ihnen ja persönlich gesagt, aber Sie waren leider nicht in der Redaktion«, schickte Erlinger hinterher.

»Stimmt«, antwortete sie und legte das Telefon zur Seite.

Tatsächlich war sie von Neukölln aus nicht in die Redaktion zurückgekehrt, sondern in ihre Wohnung in der Pappelallee im Prenzlauer Berg gefahren. Sie hatte noch zu wenig vorzuweisen. Und sie wollte Erlinger gar nicht erst glauben lassen, dass sie ständig verfügbar sein oder ihm wie ein Hündchen im Studentakt Stöckchen apportieren würde. Das hatte sie sich vorgenommen.

Aber das war nicht der einzige Grund gewesen, wenn sie ehrlich war. Ihr Wechsel zu den Drei Fragezeichen war buchstäblich übers Wochenende besiegelt worden. Sie hatte sich mit niemandem beraten, mit niemandem darüber gesprochen. Sie hatte selbst kaum Zeit gehabt, über ihre Entscheidung nachzudenken. Und deshalb hatte sie keine Lust gehabt, ihr Büro im 15. Stock auszuräumen, wo sie bisher gearbeitet hatte und für all das zuständig gewesen war, was einige Kollegen *Gedöns de luxe* getauft hatten: Migrationskonflikte, Kleinstparteien, Reichsbürger, Verrückte aller Art. Denn im 15. Stock wäre sie auf dem Flur nahezu zwangsläufig ihrem langjährigen Büronachbarn Kaiser begegnet. Kaiser war langweilig wie ein Feldweg im Regen, aber unbeirrbar freundlich und wohlmeinend. Ohne Zweifel hätte Kaiser ihr überschwänglich gratuliert. Sie jedoch hätte ihm gegenübergestanden und nicht gewusst, was sie sagen sollte. Denn ganz gleich, was sie gesagt hätte, sie selbst hätte gefunden, dass es falsch klingt.

Danke, mein Lieber!

Ich freue mich echt total!

Aber dich werde ich natürlich vermissen!

Während sie das, was sie wirklich dachte, Kaiser nie gesagt hätte.

Scheiße, Kaiser, ich hab absolut keine Ahnung, warum ich das mache.

Vermutlich war es eine Scheißentscheidung.

Geht wahrscheinlich sowieso schief!

Noch schlimmer wäre nur die ebenso unausweichliche Begegnung mit Henk Lauter gewesen, ihrem bisherigen Ressortleiter und, in den mittlerweile gut sieben Jahren, die

sie beim *Globus* arbeitete, ihrem Mentor und Verbündeten. Aber Henk, dessen yogagestählte Selbstkontrolle jeden, der ihn nicht besser kannte, darüber hinwegtäuschte, dass er im Inneren oft brodelte, hatte sie natürlich trotzdem wissen lassen, wie er empfand: »Na herzlichen Glückwunsch, Merle«, hatte er ihr gesimst, während sie nach dem Besuch in Neukölln am Alex gerade in die U2 umstieg. »Auch wenn ich nicht glaube, dass das Deine beste Entscheidung war.« Sie verstand seine Enttäuschung, denn niemand verachtete die Drei Fragezeichen mehr als er.

Rede morgen mit ihm, hatte sie sich gesagt. Oder übermorgen.

Jetzt hast du erst mal einen neuen Job!

Ihre Wohnung war viel zu groß für eine Person, fast 140 Quadratmeter, von einem Innenarchitekten, der mit ihrem Vater auf der Universität gewesen war, als Freundschaftsdienst eingerichtet: Beton und Stahl, dunkles Holz und offene Räume. Vor ihrem Einzug waren in irgendeinem Coffee-Table-Magazin sogar Fotos der Wohnung erschienen, in denen sie mit absurden Attributen wie *urban-minimalistisch* und *industrial coziness* belegt worden war.

Sie genierte sich für die Wohnung, und angesichts der in der gesamten Stadt steigenden Mieten sogar jedes Jahr ein bisschen mehr, weswegen sie es nach Möglichkeit vermied, Kollegen einzuladen. Aber sie hatte ihren Frieden damit gemacht, dass es für ihre Eltern ein Ausdruck von Zuneigung gewesen war, dass sie ihr, als Überraschung und zur Belohnung für den Job beim *Globus*, die Wohnung geschenkt hatten.

Aber das ist auch steuerlich günstig, Merle! Wir haben auch was davon!

Der rührende Versuch ihres Vaters, ihren sich anbahnenden Wutanfall aufzufangen, als er die Blaupausen auf dem Küchentisch in Göttingen ausgerollt hatte.

Im Zentrum des riesigen Esszimmers stand ein überlanger Tisch, dessen dünne, steinerne Tischplatte in einem hölzernen Rahmen ruhte, der wiederum auf erstaunlich filigranen dunklen Holzbeinen stand. Sie mochte den Tisch. Er war kühl, fast kalt. Und er war groß genug, dass sie immer alle ihre Blöcke, Papiere und Bücherstapel darauf verteilen konnte, wie sie es gerade brauchte.

Den ganzen Nachmittag und Abend hatte sie an diesem Tisch gesessen und im Internet und in allen ihr online zugänglichen Archiven über arabische Clans in Berlin recherchiert. Sie hatte Dutzende Artikel gelesen, Studien überflogen, alte Polizeimeldungen rausgesucht, Interviews gewälzt und Gerichtsakten inhaliert. Sie wusste, dass auch Erlinger und Kampen über das Thema geschrieben hatten, eine legendäre Titelgeschichte vor vier oder fünf Jahren, »Beirut an der Spree: Wie Araber-Clans sich die Hauptstadt zur Beute machen«. Schon deswegen hatte sie sich